

Die Straße endet nie

*Ein Motorradleben zwischen Freiheit,
Verantwortung und Demut*

Bevor es losgeht, möchte ich etwas klarstellen.

Dieses Buch ist nicht entstanden, weil ich etwas beweisen wollte. Nicht, weil ich besonders mutig war. Nicht, weil meine Geschichte größer wäre als die anderer. Es ist entstanden, weil sich über viele Jahre etwas angesammelt hat, das nicht mehr nur gefahren werden wollte.

Motorradfahren begleitet mich, seit ich denken kann. Am Anfang war es Sehnsucht. Später Geschwindigkeit. Dann Gemeinschaft. Heute ist es Verantwortung – für mich selbst und für jene, die mit mir unterwegs sind.

Ich habe gelernt, dass Freiheit nichts mit Rücksichtslosigkeit zu tun hat. Und dass Demut kein Verlust ist, sondern ein Zeichen von Verständnis.

Die Straße bringt einem das bei. Nicht auf einmal. Nicht freundlich. Aber zuverlässig.

Was du hier liest, sind keine Heldengeschichten. Es sind Momentaufnahmen. Gedanken, die auf Parkplätzen entstanden sind. Erkenntnisse, die sich erst nach vielen Kilometern gezeigt haben. Und Erinnerungen an Menschen, die geblieben sind – und an jene, die irgendwann abgebogen sind.

Ich schreibe über Maschinen, weil sie ein Teil davon sind. Aber eigentlich schreibe ich über

Menschen. Über Vertrauen. Über Fehler. Über das Weiterfahren, wenn Aufhören einfacher wäre.

Vielleicht findest du dich in manchen Passagen wieder. Vielleicht auch nicht. Beides ist in Ordnung.

Dieses Buch verlangt keine Zustimmung. Nur Offenheit.

Denn die Straße ist kein Ort. Sie ist ein Zustand. Und sie endet nie.

Prolog

Dort, wo die Straße beginnt und die Vernunft schon mal ein Taxi ruft

Als ich zehn Jahre alt war, hatte ich bereits eine erstaunlich klare Erkenntnis gewonnen: Erwachsene sprechen auffallend häufig von Sicherheit, wenn sie eigentlich Angst meinen — und sie tun das mit einer Ernsthaftigkeit, als hätten sie das Wort gepachtet. Ich hingegen war jung genug, diese Logik unerquicklich zu finden, und alt genug, um zu spüren, dass zwischen „vernünftig“ und „lebendig“ ein ziemlich weiter Graben liegen kann.

In unserer Familie existierten zwei sehr unterschiedliche Interpretationen von Fortbewegung. Da war zunächst der Mercedes 190 D, Baureihe W110 — ein Fahrzeug so zuverlässig, dass man ihm vermutlich auch ein

Uhrwerk hätte einbauen können. Hellblau, geschniegelt, geschniegelt genug, um selbst geschniegelt zu wirken, selbst wenn er schmutzig war. Dieses Auto versprach nichts außer Ankommen. Kein Abenteuer, keine Geschichten, kein Herzklopfen — nur korrektes Vorankommen mit sittlichem Benehmen.

Und dann stand dort noch das andere Gefährt, das mit dem Mercedes ungefähr so viel gemeinsam hatte wie ein Vorschlaghammer mit einem Teelöffel: eine BMW R68. Schwarz, kompakt, vibrierend, mit diesem eigenartigen Gemisch aus Metallgeruch, Öl und Versprechen. Sie war kein Fahrzeug im üblichen Sinn, sondern eher eine mechanische Ansage. Wenn der Mercedes sagte „Steig ein und benimm dich“, dann sagte die BMW „Halte dich fest und lern was“.

Während andere Kinder Briefmarken sammelten oder geschniegelt durch die Gegend liefen, stand ich neben diesem Motorrad mit einer Ehrfurcht, die man sonst nur aus Kirchen kennt — allerdings roch es hier besser. Benzin schlägt Weihrauch, zumindest wenn man mich fragt. Ich wusste damals nicht, warum mein Puls schneller ging, obwohl der Motor aus war, aber ich ahnte bereits, dass manche Begegnungen nicht erklärt werden müssen, um ein Leben lang zu wirken.

Dann kam das Kino — und mit ihm der Moment, an dem mein Schicksal endgültig anders abbog. Easy Rider lief, und ich ging als neugieriger Junge hinein und kam als hoffnungslos Infizierter

wieder heraus. Peter Fonda, Dennis Hopper, diese Maschinen, diese Straße, dieser Blick in die Weite — das war keine Filmhandlung, das war eine offene Tür. Ich verstand weder das Ende noch die Tragik noch die philosophischen Untertöne, aber ich verstand das Gefühl sofort und ohne Nachhilfeunterricht. Freiheit braucht keine Untertitel.

Ein paar Jahre später legte Rocker nach, grobkörnig, ungeschönt, mit dieser kompromisslosen Direktheit, die nichts erklären wollte und deshalb alles sagte. Leder, Haltung, Maschinen, Menschen, die nicht geschniegelt durchs Leben wollten. Ein Satz blieb hängen wie ein Aufnäher auf einer Kutte: Draußen stehen alle in Leder. Das war keine Beschreibung, das war eine Einladung.

Über meinem Bett hing bald ein Poster aus Easy Rider. Sonnenuntergang, Motorrad, Haltung. Jeden Abend sah ich die Sonne dort untergehen und jeden Morgen wieder aufgehen, und irgendwo dazwischen begann mein innerer Takt sich einzupendeln — langsam, tief, unaufgeregt, aber unüberhörbar. Nicht geplant, nicht beschlossen, sondern passiert. Manche Lebensentscheidungen werden nicht getroffen, sie wachsen.

Mir war früh klar, dass ich irgendwann eine Harley fahren würde — nicht aus Coolness, nicht wegen Zugehörigkeit, sondern aus Selbstverteidigung gegen ein Leben, das sonst zu glatt geworden wäre!? Was ich damals noch nicht

ahnte: Diese Straße ist kein Hobby, das man bei schlechtem Wetter ablegt wie eine nasse Jacke. Sie ist eher wie eine lange Nacht in einer guten Kneipe — man wollte eigentlich nur kurz bleiben, und plötzlich wird draußen schon wieder der Bürgersteig hochgeklappt.

Diese Straße bringt Menschen in dein Leben, die dir nachts den Schlüssel aus der Hand nehmen, damit du am nächsten Morgen noch beide hast, und andere, die verschwinden, ohne ihre Rechnung zu bezahlen. Sie schenkt dir Geschichten und kassiert dafür Illusionen, sie gibt dir Freiheit und verlangt Verantwortung als Pfand.

Unsere Clique hielt zusammen wie eine schlecht sortierte, aber verlässliche Werkzeugkiste. Namen wie auf einem Bierdeckel: Alex, Keimer, Alfons, Ralle, Hank, Döres, Fiesfuss, Ernie, Arno, KB — und ich mittendrin. Wir trafen uns an Tankstellen, weil das die einzigen Orte waren, an denen man auch ohne Geld willkommen war, solange man nach Benzin roch und große Pläne hatte. Dort mischten sich Kraftstoffdunst, Zigarettenrauch und Zukunftsphantasien zu einem Parfum, das keine Marke je nachbauen konnte.

Unser technisches Hochamt hieß Auspuff ausbrennen — ein Ritual, das irgendwo zwischen Ingenieurskunst und kontrollierter Pyromanie lag. Topf ab, Benzin rein, anzünden, ehrfürchtig schauen. Ob das sinnvoll war, wusste niemand genau, aber Flammen erhöhen bekanntlich die

Glaubwürdigkeit jedes Vorgangs erheblich. Wir standen davor wie Höhlenmenschen vor dem ersten Lagerfeuer — nur lauter und deutlich weniger behaart.

Mit sechzehn kam das erste richtige Kennzeichen, mehr Radius, mehr Freiheit, mehr Unsinn pro Kilometer. Manche Rituale blieben, weil gute Rituale nicht modernisiert werden müssen. Genau dort begann das, was später kein Hobby werden sollte, sondern Zugehörigkeit. Nicht zu einer Szene, sondern zu einer Haltung.

Die ersten Umdrehungen, der erste eigene Rhythmus, der erste Moment, in dem man begreift, dass die Straße es ernst meint — und dass man selbst besser ebenfalls damit anfangen sollte.

Denn manche Wege beginnt man nicht.

Man erkennt sie nur irgendwann wieder.